Renate Breithecker[1]

Zweifelnde Helden

„Helden bzw. Stars sind solche, die die Welt erleben lassen, wie sehr sie von dem, was sie tun, überzeugt sind. Was sie tun, ist dadurch, dass sie es tun, das Richtige. Sie sind Leuchten des guten Gewissens." (Martin Walser, Statt etwas oder Der letzte Rank, S. 40f.)

Was aber, wenn den Helden und Heldinnen selbst Zweifel an ihrem Tun kommen? Wenn die Stars sich fragen, ob sie das Richtige tun? Diese Situation kann man aktuell in der Flüchtlingshilfe beobachten: Die engagierten Ehrenamtlichen kommen nicht nur physisch und psychisch an ihre Grenzen – das auch und nicht selten. Sie hinterfragen zunehmend ihre Arbeit, ihre Grundsätze und Ziele, ihre Hilfsangebote und ihre Haltung gegenüber Geflüchteten. Kritische Gedanken und Zweifel an der eigenen Arbeit werden vorsichtig geäußert, man tastet sich langsam vor, traut sich zunächst im privaten, dann im halböffentlichen Bereich an einen Austausch über die Erfahrungen der letzten beiden Jahre heran und die waren nicht durchweg positiv, Erwartungen und Hoffnungen wurden enttäuscht. Und so stellen sich Fragen wie: Waren meine Ansichten über die Geflüchteten angemessen und meine Hilfsangebote richtig?

Dennoch galt bisher, diese Zweifel nicht öffentlich zu diskutieren, denn wer sich kritisch äußert, setzt sich schnell der Gefahr aus, als RassistIn bezeichnet und in die rechte Ecke gestellt zu werden. Das scheint sich langsam zu ändern, so berichtete etwa Hannes Koch in der TAZ (27./28.05.2017) ausführlich über seine Erfahrungen mit einem aufgenommenen Flüchtling – und über sein Scheitern. Auch über Probleme mit den Geschlechterrollen und insbesondere mit den Männlichkeitsbildern von jungen männlichen Flüchtlingen finden sich Berichte aus der Praxis. Selbstverständlich gab und gibt es immer auch differenzierte Forschungsergebnisse und vertiefende Literatur, die aber von Ehrenamtlichen eher selten wahrgenommen werden. Und so kommt es in der öffentlichen Debatte weiterhin häufig zu Polarisierungen, sind

die Flüchtlinge entweder eine Bereicherung oder eine Bedrohung. Mit diesen Grenzen hat z.B. Boris Palmer „gespielt", damit bestehende Tabus gebrochen und zur Diskussion auch unter den Engagierten beigetragen, aber zugleich die Debatte weiter verschärft: in dem sie zu Beifall auf der einen, zu Abwehrreflexen auf der anderen Seite führte, wurden bestehende Gräben nicht überwunden, die Verständigung nicht verbessert. Auch die unterstellte Dichotomie – hier die guten FlüchtlingshelferInnen, da die bösen RassistInnen oder mit alternativer Blickrichtung: hier die unrealistischen „Gutmenschen", dort die HüterInnen der deutschen Kultur und Gesellschaft – hilft wenig und sollte einer differenzierten Sicht Platz machen. Das ist oft schwierig, nicht selten auch schmerzhaft – wer trennt sich schon gerne von seinen Visionen und liebgewonnenen Ansichten? Und vor allem: es ist anstrengend. Aber – das ist die zentrale These – diese Auseinandersetzung ist notwendig, wenn die begonnene Arbeit erfolgreich fortgesetzt und die Integration der Geflüchteten in die deutsche Gesellschaft gelingen soll. Wird die Diskussion vermieden und finden kritische Stimmen kaum Gehör, dann besteht ein großes Risiko des Scheiterns, das für alle Beteiligten, für die ganze Gesellschaft negative Folgen haben wird.

Dies gilt besonders für die in der Flüchtlingsarbeit ehrenamtlich Engagierten, die wir hier in den Blick nehmen möchten, denn sie stehen derzeit unter erheblichem Druck von verschiedenen Seiten und geraten dabei oft an ihre Grenzen: Von Sozialer Arbeit und Verwaltung, die sich professionell um Geflüchtete kümmern und Ehrenamtliche ausgrenzen, von der Öffentlichkeit, den Medien und der Politik, die eher eine Polarisierung als eine differenzierte Sicht fördern, von den Geflüchteten selbst und ihren Erwartungen sowie nicht zuletzt von anderen Freiwilligen in den Initiativen und Helfergruppen. Im Verhältnis der Ehrenamtlichen zu diesen drei Gruppen und im Binnenverhältnis untereinander gibt es zahlreiche ungeklärte Fragen, entstehen Zweifel an der eigenen Arbeit. Diese Zweifel deutlich zu machen und die Fragen zu explizieren, die sie beschäftigen, ist Ziel des Artikels – ohne dass schon fertige Antworten bestehen. Vielmehr soll der Beitrag dazu anregen, mit den aktuellen Herausforderungen offen umzugehen, sich

der Diskussion zu stellen und die eigene Arbeit kritisch zu reflektieren. Zuvor erfolgt ein Rückblick auf die Zuwanderung in den vergangenen beiden Jahren und auf dieser Grundlage werden vier zentrale Thesen entwickelt.

Rückblick: Zwei Jahre „Flüchtlingskrise" und „Willkommenskultur"

Anfang 2015 setze eine starke Zuwanderung von Asylsuchenden in die Bundesrepublik ein, die sich im Spätsommer zu einer „Flüchtlingswelle" entwickelte und erst mit der Schließung der so genannten Balkanroute und dem EU-Türkei-Abkommen 2016 wieder „abebbte". Die Zahlen sind bekannt: Die Anzahl der Asylerstanträge lag 2014 bei 173.072, stieg in 2015 auf 441.8999 und schließlich auf 722.730 in 2016, seit September 2016 geht die Zahl der Anträge kontinuierlich zurück, so dass 2017 bis einschließlich September 151.057 Anträge gestellt wurden und damit das Niveau von 2014 in etwa wieder erreicht werden wird.

Parallel zur „Flüchtlingskrise" entwickelte sich eine bis dato unbekannte Willkommenskultur, das bürgerschaftliche Engagement für Geflüchtete überraschte und überstieg alle Erwartungen der Professionellen wie der „alten" Ehrenamtlichen. Flüchtlingsarbeit war zuvor eher eine Nische, in der nur wenige Menschen sich engagierten. Nun hatte plötzlich jedeR, die bzw. der etwas auf sich hielt und Weltoffenheit demonstrieren wollte, „seinen" bzw. „ihren" Flüchtling. Die engagierten BürgerInnen übernahmen die Deutungshoheit und wurden dabei von den Medien vielfach unterstützt, die ganz überwiegend positiv und voller Empathie für die Geflüchteten berichteten. Auch die Politik war – zunächst – in weiten Teilen positiv eingestellt, das Bild eines von Humanität und Mitmenschlichkeit geprägten Landes ging um die Welt und brachte viele Sympathien. Während die Ehrenamtlichen die Willkommenskultur lebten, zeigte sich die Soziale Arbeit überfordert: Öffentliche und freie Träger, Soziale Dienste und Jugendämter, die ja eigentlich zuständig sind für die Versorgung von hilfsbedürftigen, geflüchteten Menschen, waren nicht auf die Situation vorbereitet und mussten zunächst einmal Strukturen aufbauen, Angebote entwickeln und neues Personal suchen etc. Auf die dadurch entstandenen Herausforderungen und Probleme insbesondere für die Jugendhilfe wurde an anderer Stelle schon eingegangen (vgl. Breithecker/Freesemann 2016 und 2017). Und auch andere Bereiche der öffentlichen Verwaltung – wie BAMF und Jobcenter, Bundes- und Landesministerien, kommunale Verwaltungen – gerieten massiv unter Druck und waren vielfach auf Unterstützung durch Ehrenamtliche angewiesen. In dieser Situation erlangten die freiwilligen HelferInnen quasi Heldenstatus – sie taten das Richtige, galten als Vorbilder und wurden „zu Leuchten des guten Gewissens", um es mit Martin Walser zu sagen.

Zwischenzeitlich hat sich die Lage wiederum grundlegend verändert: Die professionellen Einrichtungen und die verschiedenen Verwaltungsebenen haben sich vielerorts angepasst, neue Strukturen und neue Stellen geschaffen, Personal eingestellt und Integrationspläne erarbeitet. Parallel gehen die Zahlen der zugewanderten Flüchtlinge deutlich zurück. Das kann zur Folge haben, dass die Arbeit der Ehrenamtlichen nun als überflüssig betrachtet wird – *die HeldInnen werden nicht mehr gebraucht.* Gleichzeitig hat sich die politische Stimmung gewandelt, die Asylgesetze wurden mehrfach verschärft – und dennoch hat das alles in den Augen eines relevanten Teils der Bevölkerung nicht gereicht, so dass die AfD als drittstärkste Partei in den neuen Bundestag eingezogen ist. Die Stimmung schlägt um, auch in den Medien wird kritischer berichtet – *die HeldInnen von gestern werden heute wegen ihres Tuns*

Kommunen und Ehrenamt

In einer Umfrage des Berliner Instituts für Demokratische Entwicklung und Soziale Integration DESI nennen knapp 90 Prozent der Verantwortlichen in den Kommunen das freiwillige Engagement „als wichtigste Ressource für die Bewältigung der aktuellen Herausforderungen in der Flüchtlingskrise."
Koordinationsmodelle und Herausforderungen ehrenamtlicher Flüchtlingshilfe in den Kommunen. Qualitative Studie des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung, S. 6

Ehrenamtliches Engagement braucht gute politische Rahmenbedingungen

Die Sozialministerin von Mecklenburg-Vorpommern betont, dass es vordringliche Aufgabe von Politik und anderen Institutionen sei es, gute Rahmenbedingungen und verlässliche Strukturen im Bereich Ehrenamt zu bieten. So hat Mecklenburg-Vorpommern diverse Initiativen unternommen das Ehrenamt zu stärken, z.B. mit einem Versicherungsschutz vor unzumutbaren Unfall- und Haftrisiken, der Stärkung des Bürgerschaftlichen Engagements inkl. Weiterbildung für ehrenamtlich Aktive und der Gründung einer Ehrenamtsstiftung v.a. für kleine Vereine und Initiativen.
Quelle: Ministerium für Soziales, Integration und Gleichstellung Mecklenburg-Vorpommern vom 13.02.2018

attackiert. Waren die Geflüchteten selbst zunächst einmal glücklich, es bis ins gelobte (Deutsch-) Land geschafft zu haben, und froh über jede Hilfe, so wächst mit der Dauer des Wartens, den schwierigen Lebensbedingungen und den enttäuschten Erwartungen ihre Unzufriedenheit. Die Freiwilligen erleben diese Unzufriedenheit hautnah, sie versuchen zu helfen und scheitern doch häufig – *und so werden die HeldInnen müde und geben auf.* Hinzu kommen die Diskussionen in den Gruppen und Netzwerken – wie soll es weitergehen? Was ist der richtige Ansatz? Gibt es den überhaupt? Und wie wollen wir uns organisieren? Die oft unklare Situation in den verschiedenen Initiativen tut ihr übriges – *die HeldInnen werden zermürbt.* Diese Entwicklungen gehen nicht spurlos an den Freiwilligen vorbei, sie geraten von verschiedenen Seiten unter Druck – paradoxerweise weil sich die Lage insgesamt entspannt – und stellen nicht selten ihr eigenes Tun in Frage. Zurück bleiben *zweifelnde Helden, zweifelnde Heldinnen* zumal, denn Frauen bilden die Mehrheit der Engagierten. Diese Entwicklungen sollen nun etwas detaillierter beschrieben und auftretende Fragen und Zweifel beispielhaft expliziert werden.

Die Helden und Heldinnen von gestern ...
... werden heute nicht mehr gebraucht.

Während der Phase der sehr hohen Zuwanderung in 2015/16 waren die öffentliche Verwaltung und der Sozialbereich, wie oben schon ausgeführt, massiv auf die Unterstützung freiwilliger HelferInnen angewiesen – ohne die Ehrenamtlichen wäre die „Flüchtlingswelle" nicht zu bewältigen gewesen, da sind sich alle einig. Doch nun werden sie mehr oder weniger stark zurück gedrängt und durch Professionelle ersetzt, es gibt zahlreiche Programme wie etwa die Integrationsmanager in Baden-Württemberg oder die Erstorientierungskurse des BAMF. Und so entsteht vielerorts der Eindruck bzw. es wird so agiert, dass man auf die Arbeit von Freiwilligen verzichten kann. Ehrenamtliche stellen die „industrielle Reservearmee" (Karl Marx) der Sozialen Arbeit dar: Wenn Not am Mann bzw. an der Frau ist, dann greift man auf sie zurück, wenn sich die Lage entspannt, dann können sie wieder gehen und werden – wie die „Trümmerfrauen" – ins Privatleben entlassen. Dieser Wechsel von „HelferInnen dringend gebraucht!" zu „Wir schaffen das jetzt alleine!" ist für Ehrenamtliche hochgradig frustrierend. Und er geht nicht selten mit einer Abwertung der von ihnen geleisteten Arbeit und dem Ignorieren der gesammelten Erfahrungen einher: Aufgaben werden von Professionellen übernommen und den Engagierten wird deutlich vermittelt, dass sie dafür nicht (ausreichend) qualifiziert sind, aber nun gerne einfache Helfertätigkeiten übernehmen können; dass sie bisher vieles gut gemeint, aber falsch gemacht hätten und jetzt die Qualifizierten mit den passenden Methoden (Case-Management statt Patenschaften!) alles richten. Im Hintergrund schwingt dabei – bewusst oder unbewusst – der Wunsch mit, dass wieder alles „seine Ordnung" haben sollte, dass Professionelle qua Rolle wissen, wie es geht, dass Dienstwege und Hierarchien eingehalten werden sollten und dass Ehrenamtliche nicht einfach dies ignorierend sich mit Problemen direkt an Amtsleitungen, OberbürgermeisterInnen und die Presse wenden können.

Ehrenamtliche stehen diesen Degradierungen und Ausgrenzungen ratlos gegenüber, sie sollen sich über die Entlastung freuen und sind doch tief verletzt durch das oft unsensible Vorgehen. Und sie fragen sich u.a., ob Case Management die gesellschaftliche Integration von Flüchtlingen besser bewerkstelligen kann, ob die eigene Arbeit sinnlos war, ob die Haltung und die Herangehensweise nicht mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Selbstzweifel entstehen, Aktive ziehen sich zurück oder gehen in eine Konfrontation mit den Professionellen. Beides ist wenig hilfreich, denn auch perspektivisch kann nicht auf die Arbeit von Freiwilligen verzichtet werden und Konflikte kosten oft unnötig Energie. Sinnvoller ist es gute Kooperationsformen zu entwickeln, einen regelmäßigen Austausch zu organisieren und die vielen Aufgaben und Herausforderungen koordiniert anzugehen. Das bedeutet aber auch: Sich für die Haltung und die Herangehensweise der jeweils anderen Seite zu öffnen, die Perspektive der anderen einzunehmen und sich gegenseitig auf Schwachstellen hinzuweisen – das geht sicher nicht ohne Konflikte und Kontroversen, sollte aber von gegenseitiger Wertschätzung getragen sein.

... werden heute attackiert.

Die Stimmung in Deutschland im Sommer 2015 war geprägt von großer Hilfsbereitschaft: Die Bilder und Berichte in den Medien über den Bürgerkrieg in Syrien, das Leid der Bevölkerung, die hohen Risiken der Flucht über das Mittelmeer und die Situation der Geflüchteten auf der Balkanroute – das alles trug dazu bei, dass es eine hohe Zustimmung zur Öffnung der Grenzen und zur Aufnahme von Asylsuchenden gab. Die Willkommenskultur erlebte einen Höhepunkt, positive Berichte über die Ankommenden und die Helfenden dominierten in den Medien. Kritische Stimmen fanden in dieser Situation nur wenig Gehör, so dass Bassam Tibi gar von einer „Tyrannei der Willkommenskultur" spricht. Doch nach dem „Hype" trat zunehmend eine Ernüchterung ein – und die kritischen Berichte und Stimmen überwiegen nun. Dazu trugen auch negative Ereignisse wie die Silvesternacht 2015/16 in Köln, Terroranschläge in mehreren europäischen Städten und politische Umbrüche in Europa bei, die sich auch in den Ergebnissen der Bundestagswahl 2017 widerspiegeln: In den Augen der AfD und ihrer AnhängerInnen stellt die Willkommenskultur eine „Willkommensdiktatur" dar, die bekämpft werden muss. Im Verlauf der letzten beiden Jahre hat sich die Stimmung verändert und ist weniger vom „Willkommen für Flüchtlinge", sondern stärker durch Skepsis und Ablehnung geprägt. Das spüren auch die

Ehrenamtlichen: Wurde ihr Engagement zunächst als vorbildlich gelobt, so wird es heute vielfach kritisiert – aus „guten Menschen", die sich um andere sorgen, werden nun „Gutmenschen", die nicht selten beschimpft, bedroht und attackiert werden. Und mit dem schwindenden Rückhalt in der Gesellschaft wachsen auch die Selbstzweifel am eigenen Tun, müssen sich die Freiwilligen mit selbstkritischen Fragen auseinandersetzen: Lohnt sich das Engagement oder ist der Preis zu hoch? Tue ich tatsächlich das Richtige, wenn ich Flüchtlingen helfe, oder sollte ich mich anderen Aufgaben zuwenden?

... werden müde und geben auf.

Die Grundsätze und Ziele der Flüchtlingsarbeit, das eigene Selbstverständnis stehen ebenfalls in Frage. Mit der großen Zahl an MigrantInnen und der noch sehr viel größeren Zahl an Menschen, die gerne nach Deutschland kommen möchten, stoßen Aufnahmekapazitäten und -bereitschaft an Grenzen: Nicht alle, die gerne herkommen wollen, können aufgenommen werden. Vielmehr müssen Asylsuchende zurückgewiesen bzw. abgeschoben werden, um die eigene Gesellschaft zu schützen. Auch die Engagierten sehen sich vor der unangenehmen, aber unausweichlichen Entscheidung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik (Max Weber) oder wie es Alt-Bundespräsident Joachim Gauck ausdrückte: „Unser Herz ist weit. Aber unsere Möglichkeiten sind endlich" (2015, Spiegel). Die Zurückweisung von Asylsuchenden passt nicht in das Selbst- und Weltbild vieler FlüchtlingshelferInnen, die Entscheidung setzt viele unter Druck und markiert eine Konfliktlinie zwischen den Engagierten. Dabei geht es auch um ganz praktische Fragen: Soll ich helfen, Abschiebungen zu verhindern? Unterstütze ich (finanziell oder ideell) die Widerspruchsverfahren von abgelehnten Asylbewerbern, auch wenn ich weiß, dass kaum eine Chance auf ein Bleiberecht besteht? Hier schließt sich eine weitere Kontroverse an: Wer ist Flüchtling, wer Migrant? Wer ist ein „guter, ein echter" Flüchtling und wer gibt das nur vor? Und von welchem Standpunkt aus treffe ich diese Entscheidung? Diese Fragen werden nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Flüchtlingshilfe zunehmend diskutiert. Und

dabei kann sich herausstellen, dass die im Hinblick auf Integrationsbereitschaft und Arbeitsmotivation „guten" Zuwanderer nicht die aus asylrechtlicher Sicht „guten" Flüchtlinge sind. Es scheint oft sogar genau der Druck, sich eine Duldung erkämpfen zu müssen, zu einer großen Arbeitsmotivation zu führen. Während Geflüchtete mit schneller Anerkennung häufig keinen Grund sehen, sich hier in die Gesellschaft einzufinden oder sich doch sehr viel Zeit damit lassen. Sie bekommen ihr „Flüchtlingsgehalt" und richten sich damit ein.

Eine weitere Herausforderung und oftmals eine Überforderung stellen Dauer und Intensität der Betreuung dar: Die neu ankommenden Menschen an Bahnhöfen und in den Erstaufnahmeeinrichtungen willkommen zu heißen, ist eine Sache – da gibt es wunderbare Bilder, alle fühlen sich gut. Aber über lange Zeit für Menschen mit deutlich anderem kulturellen Hintergrund, mit anderen Werten und mit anderen Erwartungen zu sorgen, ist eine schwierige Aufgabe, an der mancheR scheitert. Auch hier finden sich zentrale Konfliktlinien: Aus der Sicht der Ehrenamtlichen stellen viele Flüchtlinge überzogene Forderungen und haben unrealistische Erwartungen, die sie nicht zurückschrauben können oder wollen. Sie bleiben ihrem kulturell geprägten Lebensstil treu – auch wenn dies zu massiven Konflikten führt und die Chancen auf eine gelingende Integration deutlich verringert. Das ist einerseits verständlich - kulturelle Prägungen ändern sich nicht über Nacht und die erfahrene Sozialisation wird nicht einfach „umgekrempelt". Andererseits erschwert es oft eine erfolgreiche Arbeit. Umgekehrt sehen viele Flüchtlinge ihre Erwartungen enttäuscht: Sie bekommen nur schwer eine Wohnung, schon gar kein Haus, die materielle Versorgung ist weniger gut als erhofft, der Familiennachzug gestaltet sich schwierig, das Erlernen der deutschen Sprache ist für viele eine große, manchmal zu hohe Anforderung, die Bürokratie und die Funktionsweise der Verwaltung sind für die Mehrheit undurchschaubar. Die erwarteten Anpassungsleistungen sind sehr hoch und ohne kontinuierliche Hilfe kaum zu bewältigen. Das wiederum fordert viel von Engagierten und gelingt dennoch nicht immer.

Wie gehen Ehrenamtliche damit um, wie sollten sie damit umgehen? Das verweist auf eine weitere Frage: Was waren die jeweiligen Vorstellungen von Hilfe, die die Flüchtlinge brauchen? Welche Erwartungen haben die Helfenden daran, wie die Flüchtlinge ihre Angebote annehmen und nutzen? Und welche Hilfe brauchen, wollen und erhoffen sich die Asylsuchenden von den Freiwilligen? In der Praxis zeigen sich ganz unterschiedliche Haltungen Geflüchteten gegenüber, die zu diametral entgegen gesetzten Handlungsweisen führen: Während ein Teil der Engagierten sich aufopferungsvoll um Geflüchtete kümmert, Paten für jedes Verhalten eine „passende" Erklärung finden und „ihren" Flüchtling „pampern", versuchen andere, die Geflüchteten realistisch auf das Leben in Deutschland vorzubereiten, sie erwarten eine Anpassung, jedenfalls eine Akzeptanz der im Grundgesetz verankerten Werte und der typischen Verhaltensweisen und sind

nicht bereit, jedes Versäumnis zu entschuldigen. Gerade diese kleinen alltäglichen Dinge bieten Stoff für viele Konflikte zwischen den Ehrenamtlichen und Geflüchteten, zwischen den Ehrenamtlichen, aber auch zwischen Professionellen und Engagierten. Gibt es keinen Konsens und keine gemeinsame Linie unter den Engagierten und in Abstimmung mit den Professionellen, sondern fortlaufende Kontroversen und Dissens, dann kann dies zur Abwanderung, zu einem frustrierten Aufgeben jeden Engagements für Geflüchtete führen.

... werden zermürbt.

Mit Beginn der „Flüchtlingskrise" gerät die ehrenamtliche Flüchtlingshilfe in den Fokus: Hier sind ExpertInnen, deren Unterstützung gefragt ist und die nun alle Hände voll zu tun haben. Gleichzeitig treten weitere Akteure auf den Plan: Neue Initiativen, Facebook- und WhatsApp-Gruppen entstehen und legen einfach mal los. Damit entsteht einerseits ein Koordinierungsbedarf zwischen den verschiedenen Angeboten, der aber nur selten gesehen und noch seltener gedeckt wird – etwa durch die Bildung von Netzwerken oder durch die zuständige Kommune oder den Kreis. Andererseits entwickelt sind ein Konkurrenzverhältnis unter den Beteiligten: Wer macht was? Wer kann es besser? Das ist zu Beginn der Krise kein Problem, es gibt für alle genug zu tun, vor allem gibt es genügend Engagierte. Mittlerweile aber fehlen vielerorts Helfende und da wirkt Konkurrenz kontraproduktiv, vielmehr sind Absprachen und Kooperation gefragt.

Damit erfährt der Bereich der Flüchtlingsarbeit eine ähnliche Entwicklung wie andere Bewegungen zuvor – etwa Frauen-, Anti-AKW- und Friedensbewegung: Mit dem großen Zulauf an neuen Engagierten und den vielen (neuen) Aufgaben mussten sich gleichzeitig auch die Strukturen anpassen bzw. überhaupt erst geschaffen werden. Gerade kleine unabhängige Gruppen, die sich über viele Jahre mit dem Thema Asyl beschäftigt und für Flüchtlinge eingesetzt haben, fällt die Umstellung schwer: Macht man aus der offenen Gruppe eine Organisation, d.h. gibt man sich einen festen (rechtlichen) Rahmen z.B. als e.V., mit eindeutiger Mitgliedschaft, definierten Aufgabenbereichen, klaren Regeln und Zielen? Oder bleibt man eine „organisationslose Organisation" mit unklarer Mitgliedschaft (jedeR kann mitarbeiten, sich zugehörig fühlen, aber auch ohne Probleme wieder abtauchen) und „ungeschriebenen" Gesetzen, also Regelungen, die nicht explizit formuliert und kommuniziert sind und die erst dann deutlich werden, wenn man sie übertritt? Hat man keine sichtbare Struktur, dann sind auch die Aufgaben nicht definiert – und so gibt es „auftraglose Beauftragte", die nicht wissen, was eigentlich von ihnen erwartet wird. Das Fehlen einer klaren Organisationsstruktur und einer verpflichtenden Mitgliedschaft führt dazu, dass Hierarchie-Ebenen nicht erkennbar, aber trotzdem vorhanden sind – es dominiert die persönliche gegenüber der institutionellen Autorität (Max Weber).

Und hier wird ein weiteres Dilemma sichtbar: In kleinen offenen Gruppen, die eine überschaubare Zahl von geflüchteten Menschen betreuen, kann sich im Grunde jeder um alles kümmern. Nun aber sind die Aufgaben umfangreicher und es kommen neue hinzu insbesondere im administrativen Bereich. Und hier zeigt sich ein „oszillierendes Selbstverständnis" der (informellen) Führungsebene: Sie schwankt zwischen Basisarbeit, dem direkten Kontakt mit den Geflüchteten einerseits und den nun stärker geforderten Leitungsaufgaben andererseits, die eigentlich ein Wegdelegieren genau dieser Arbeiten verlangen. Damit sind interne Konflikte vorprogrammiert: An der Basis kommt es zu unvorhersehbaren Eingriffen der Führungsebene, die von den „einfachen" Gruppenmitgliedern nicht abgewehrt, nicht einmal in Frage gestellt werden dürfen. Die Gruppenmitglieder wiederum tragen an die Führungsebene die Erwartung heran, zu führen und zu koordinieren, was diese aber nicht will oder nicht kann, weil sie dies nicht als ihre zentrale Aufgabe begreift und zudem permanent überlastet ist. Das zermürbt viele der Engagierten, zumal dann, wenn kein Raum geschaffen wird für eine offene Diskussion zentraler inhaltlicher wie organisatorischer Fragen.

Diese grundlegenden Probleme bzw. Dilemmata werden in der aktuell ruhigeren Phase

Ehrenamtlicher lobt Hauptamtliche

„Die Erlebnisse und Erkenntnisse nach zwei Jahren als ehrenamtlicher Flüchtlingshelfer fallen durchaus gemischt aus. So viel steht fest: Schnelle Erfolge in der Integration sind eine Illusion. Das Brett, das es zu bohren gilt, ist dicker als jedes Parteiprogramm. Als Gelegenheitshelfer ist allerdings der Respekt vor den hauptamtlichen Flüchtlingsbetreuern massiv steigen." (Fritz Schwab, 30.12.2017 in der Zeitschrift Kontext)

Hauptamtliche loben Ehrenamtliche

„Die Ehrenamtlichen machen einen Superjob und wir sind sehr dankbar für die Zusammenarbeit und was diese Menschen leisten" (Knapp et al. 2017, 47). „Also ohne das Ehrenamt würde gar nichts gehen. [...] die da wahnsinnig engagiert sind, die kommen zu den Gespräche mit und die machen viel [...] die nutzen ihre Kontakte, da kennen sie dann halt den Metzger um die Ecke und schon hat der da irgendwie eine Arbeitsstelle. Da funktioniert wirklich sehr, sehr viel" (zitiert nach Knapp et al.: Beratung und Vermittlung von Flüchtlingen. IAB-Forschungsbericht 5/2017, 47).

deutlich – und sie müssen offensiv angegangen werden, soll eine weitere Abwanderung von Engagierten verhindert werden. Denn wenn die Erfahrungen der vergangenen beiden Jahre innerhalb der Gruppen nicht reflektiert und selbstkritisch hinterfragt werden, dann dürfte es schwer werden, die begonnene Arbeit erfolgreich weiterzuführen und in einer erneuten Krisensituation die alten Aktiven zurück zu gewinnen.

Resümee

Nach den großen Anstrengungen und der insgesamt erfolgreichen Bewältigung der „Flüchtlingskrise" in den vergangenen beiden Jahren tritt zunehmend eine Normalisierung ein. Das bedeutet auch: Hauptamtliche übernehmen wieder stärker Aufgaben, Ehrenamtliche ziehen sich müde, erschöpft und frustriert oder auch froh über die Ablösung und stolz auf das Geleistete zurück. Deutlich werden jetzt Konflikte und Dilemmata, die in der Phase der hohen Aktivität überdeckt wurden. Nun aber treten sie in den Vordergrund und es stellt sich die Frage, wie man in einer polarisierten Gesellschaft eine offene Diskussion ermöglicht, eine offensive Debatte über die Grundsätze und Ziele, die Angebote und Hilfen, die Haltung und Erwartungen anstößt. Denn diese ist dringend erforderlich, um die eigenen Positionen und die Grundlagen der Flüchtlingsarbeit selbstkritisch zu hinterfragen, die Fundamente des Handelns zu reflektieren und an die aktuellen Gegebenheiten anzupassen. Dabei gilt es auch, sich der Grundüberzeugungen zu versichern und deutlich zu machen, wo Grenzen gezogen werden sollten. Ein weiteres Ziel sollte sein, gerade in Zeiten großer Akzeptanz populistischer Positionen ein differenziertes Bild von Flüchtlingen und von der Arbeit für sie und mit ihnen zu vermitteln, für ihre Rechte einzutreten – ohne ihr Fehlverhalten zu verschweigen oder die Mühen der Integrationsarbeit zu beschönigen.

Anmerkung:

1 Für anregende Diskussionen und kritische Anmerkungen zum Text dankt die Verfasserin Dorothea Baur, Oliver Freesemann, Reinhold Gravelmann, Henriette Katzenstein und Eberhard Weis.

Literatur

Breithecker, R., Freesemann O.: (Wie) Funktioniert High-Speed-Jugendhilfe?, In: Das Jugendamt, 10/2016, 466-470

Freesemann, O., Breithecker, R. (2017): High-Speed Jugendhilfe und unternehmerisches Handeln: Anforderungen an freie Träger und ihre MitarbeiterInnen. In: unsere jugend, 10/2017, 428-436

Koch, H. (2017): Karim, ich muss dich abschieben, Tageszeitung/Die TAZ, 27./28.05.2017

Walser, M. (2017): Statt etwas oder Der letzte Rank, Reinbek bei Hamburg, 40f.

Dr. Renate Breithecker
Zefie - Zentrum für individuelle Erziehungshilfen gGmbH
Ochsentorstr. 19
76227 Karlsruhe
renate-breithecker@t-online.de
www.zefie.de

Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und ihre Gastfamilien – Eine explorative Studie

Auf dem Höhepunkt der Zuwanderung von Flüchtlingen aus den Krisengebieten der Welt konnten viele Familien gewonnen werden, die unbegleitete minderjährige Flüchtlinge bei sich aufgenommen haben. Für diese Pflegefamilien hat sich der Begriff „Gastfamilien" durchgesetzt (vgl. Kompetenz-Zentrum Pflegekinder e.V.: Jugendliche Flüchtlinge in Gastfamilien, Berlin 2016) – denn sie unterscheiden sich in ihrer Motivation und ihrer Haltung oft deutlich von „normalen" Pflegeeltern. An die Vermittlung in Gastfamilien wird u.a. die Erwartung geknüpft, die jungen Flüchtlinge so schneller und nachhaltiger in den bundesdeutschen (Familien-) Alltag zu integrieren. Gasteltern, die ihre Häuser und Wohnungen öffnen, die Jugendlichen ganz nah an sich heran und in ihre Privatsphäre hinein lassen, gehen hohe Risiken ein. Sie kennen den Jugendlichen nicht. Der junge Mensch ist zunächst einmal sehr fremd, gehört nicht in die Familie hinein und ist außerdem ganz anders sozialisiert. Die damit verbundenen Herausforderungen werden in der explorativen Studie untersucht, die Chancen wie auch die Risiken für die Beteiligten werden benannt und Faktoren identifiziert, die zu einem Erfolg führen oder diesen verhindern bzw. beeinträchtigen. Es kommen jeweils Gasteltern und junge Geflüchtete zu Wort, um einen authentischen Einblick in deren Sichtweisen und Erfahrungen zu erhalten. Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst und Empfehlungen für die Praxis entwickelt.
Die Studie wurde im November 2017 veröffentlicht und steht zum kostenlosen Download zur Verfügung: www.zefie.de/praxisforschung